Sonntags-Zeitung 14. Oktober 2001
© Zürich Tages Anzeiger

72 Stunden High Energy
Ruth Schweikert
begibt sich auf eine Exkursion ins Universum der Orgelmusik

Eine gläsern perlende Toccata in d von Johann Sebastian Bach; Jim Morrisons unerreichte Ekstase - Apotheose „Light my fire"; das fulminante Finale aus Antonin Dvoráks „Symphonie aus der Neuen Welt"; die täglich doppelt bis dreifach verabreichte Besinnlichkeitsdosis „Salve Regina", ein meditatives, über zweihundertjähriges Gebet aus dem Kloster Einsiedeln; der leise und zögernd, gegen jedes militärische Pathos intonierte Schweizerpsalm; das luzide, sich flächig ausbreitende Klangmosaik des Franzosen Jean Langlais „Boys town, lieu de paix" von 1976; oder dann Gaston Litaizes kraftvolles Stück „Prélude et Danse fuguée", die eine japanische Reisegruppe, die sich eilig durchs Berner Münster schleusen lässt, wie von magischer Hand in die Kirchenbänke zwingen, dass mir ob dieser unbeabsichtigten Machtdemonstration von Orgelmusik schier der Atem stockt: All das und noch viel mehr hat uns „The Swiss Organcruiser" auf seiner sommerlichen Crossover-Fahrt unter der Leitung von Captain Wolfgang Sieber so verführerisch in die Ohren gegossen, geträufelt, gesungen, geblasen und geflötet, dass mir die Reise rückblickend wie ein nachtheller Tagtraum erscheint, in dem sich die tausendundzwei Klänge und Geräusche in unseren betäubt-überwachen Körpern von Nervenzelle zu Nervenzelle fortptlanzten ...

Stop Cool down and listen. Wolfgang Sieber, 47, der virtuose, agile und zugleich bodenständige Organist der Hofkirche Luzern erzählt von der Stille. Fast eine Grenzerfahrung sei es gewesen, im tiefsten Winter zuhinterst im Fextal morgens um drei bei offenen Fenstern und fünfzehn Grad minus zu erwachen - und nichts, absolut nichts zu hören, bis auf den eigenen Herzschlag, der gegen den Brustkorb hämmerte, als träte er an gegen den Tod. Wolfgang Sieber

lacht. Er sieht aus wie das Abziehbild eines urchigen Innerschweizers: ein verschmitztes, lebenskluges Gesicht, gesäumt von lockigem Haar und wallendem Bart. Wenn sich ein Mensch, fährt er fort, in einer Umgebung von weniger als null Dezibel aufhielte (der Nullwert ist nicht absolut, sondern willkürlich gesetzt), würde er vom Rauschen der Molekularbewegungen in seinem eigenen Innenohr wohl wahnsinnig ...
Doch beginnen wir nüchtern, morgens um Viertel vor acht auf dem Bahnhofplatz Aarau, wo sich am 1. August siebzehn Leute zwischen 35 und 79 versammeln, ungefähr gleich viele Frauen wie Männer, vom Chefeinkäufer medizinischer Hightech-Geräte bis zur Spezialistin iur Alexandertechnik; von der pensionierten Goldschmiedin bis zum pensionierten Ingenieur. Wir alle wollen in den kommenden 72 Stunden hören, hören und nochmals hören. Neun Konzerte auf neun verschiedenen Orgeln spielt Wolfgang Sieber exklusiv für uns. Hansjörg Keller, 41, vollamtlicher Sekundarlehrer, entwirft, organisiert und leitet in seiner Freizeit seit zehn Jahren Orgelreisen, die als erweiterte Privat - Trips begannen und mittlerweile schon fast Kultstatus erreicht haben, und das völlig zu Recht. Hansjörg Keller ist ein Organologe mit Leib und Seele; Kenner, Liebhaber und Vermittler zugleich, hat er uns schon im Vorfeld der Reise mit einem selbst verfassten, wahrhaft barock-üppigen Kompendium zur Geschichte des Orgelbaus beglückt. Fehlt nur noch, dass er eines Tages seinen Traum verwirklicht, selbst eine Orgel zu bauen.

Unsere erste Station ist das Berner Münster. Die Bundeshauptstadt liegt noch im trägen Schlaf des Nationalfeiertags, als wir den behäbig-massigen Sandsteinbau durchs rechte Hauptportal betreten, das gleich unter der Hölle liegt. Das Jüngste Gericht tagt als Relief über unseren Köpfen; die Verdammten dieser Erde werden nackt ins Höllenfeuer geworfen (zum Trost und zur Warnung sind auch ein paar gekrönte Häupter dabei); die Himmelsbewohner hingegen lauschen den sphärischen Schalmeienklängen in züchtig-weissen Gewändern.
Mit hellen Flötenklängen („Stücke für ein Flötenwerk in einer Uhr" von Joseph Haydn) beginnt auch unsere Exkursion ins Universum der Orgelmusik. An der rechten Chorwand klebt in luftiger Höhe die Schwalbennestorgel, genau an der Stelle, wo

man 1529 in reformatorischem Eifer die erste Münsterorgel aus den Fugen gerissen und den Katholiken nach Sion verkauft hat; darüber könnte man beinahe vergessen, dass die Orgel einst eine durch und durch profane Erfindung war. Um die personalaufwändige Auloipfeiferei (die jeweils nur einen einzigen Ton erzeugte) zu rationalisieren, hat der Grieche Ktesibios im 3. Jh. v. Chr. einen mit verschiedenen Pfeifen bestückten teilweise mit Wasser gefüllten Kasten entwickelt, eben den Hydr'aulos, dessen Luftzufuhr mittels Kolbenpumpen erfolgt. Wie diese Maschine nun nachgebaut, vergessen, via Byzanz im Westen wiederentdeckt, revolutioniert, pneumatisiert, elektrifiziert, industrialisiert, digitalisiert und remechanisiert wird etc., ist Stoff für mehrere Bücher (darunter durchaus auch einige Krimis). Da werden Glaubenskriege ausgefochten und Erfindungen geklaut, da wäre über die nationalsozialistische Orgelbewegung nachzudenken und über die persönlichen Tragödien und Triumphe genialer Tüftler und verbohrter Fanatiker zu berichten.

Wie so manches Kloster hat sich auch St. Urban in eine psychiatrische Klinik transformiert. Die zugehörige Barockkirche (auf deren Fassade in fettesten Goldlettern der Name des damaligen Abtes Malachias prangt) hat man in elf Anstrichen so eiskalt hochweiss getüncht, dass deren Wände während des Tanzstücks „Baldanza" (Übermut) zu Projektionsflächen für meine religiose Sozialisation werden: die gesteigerte Sinnlichkeit der katholischen Kirche, die sich in Prunk und Darstellungen opulenter Körperlichkeit entlädt, um diese gleichzeitig mit dem Fluch der Sünde zu behaften. Auch die Orgelmusik stösst in diese Wunde, ist sie doch ein Machtinstrument, das die willigen Schäflein (fast) nach Belieben zur kollektiven Verzückung oder ins kollektive Schuldbekenntnis treibt. Nein, für heute habe ich genug von Kirchen, Himmel und Hölle.
Wir fahren weiter durch ein herausgeputztes Emmental nach Sursee, wo wir im Tanzsaal des Hirschen zum Slowfox aus dem mit Lochkarten gesteuerten Orgelautomaten die Beine schwingen und ich ein letztes Bier mit einem traurigen Kroaten trinke, der mir in achteinhalb Minuten seine ganze Lebensgeschichte erzählt. Die Ingredienzen sind bekannt: Zwanzig Jahre Schweiz, Heirat, Scheidung, Einsamkeit und Konkurs. Die übrigen Einwohner von Sursee sind alle nach

Luzern gefahren, um den 1. August zu feiern, wo sie wahrscheinlich nicht Moritz Leuenberger zuhören, der vor dem KKL (Jean Nouvels Kultur- und Kongresszentrum) eine neue Volkstümlichkeit erprobt, wie ich am nächsten Morgen dem „Blick" entnehme: „Musik Theater und Film sprechen das Herz an" soll er gesagt haben; und: „Das Gefühl und solche Herzensdinge sind für den Zusammenhalt der Gesellschaft wichtig." Ich gebe dem Kroaten meine Telefonnummer und hoffe, dass er nie anruft, damit ich ihn nicht enttäuschen muss. Natürlich ruft er an.
Am nächsten Morgen fahren auch wir nach Luzern. In der Kirche St. Leodegar im Hof steht die grösste Prospektpfeife Europas. Mit 57 Zentimeter Durchmesser, 10 Meter Länge, gefertigt aus 383 Kilogramm Zinn und Blei, hat sie einen Rauminhalt von 2510 Litern. Und exakt so viel Wein wurde nach einem alten Orgelbauerbrauch beim säkularen Nachspiel der Orgelweihe gesoffen ... Man kann nur hoffen, dass sich die Menge auf mehrere Tausend Kehlen verteilt hat. Den kapitalen Orgel- und Kirchenneubau um 1640 hat Luzern übrigens einem Dachdecker zu verdanken, der auf dem Dachboden der Vorgängerkirche Dohlen abknallt und dabei unglücklicherweise das ganze Gebäude kremiert. Immerhin konnte man so die prüden Zürcher Protestanten lehren, was eine rechte Orgel ist: ein Instrument, das durch Mark und Bein geht. Als Wolfgang Sieber den grossen Marsch aus „Aida" spielt, da „vibrieren sogar die Eier", wie Hansjörg Keller sich ausdrückt. Doch auch die Namen der Register wecken die Fantasie. Von der „Vox humana" bis zum sirrenden Zahnarztbohrer, von den „Schwäbende(n) Fleüthlein" über die „Regenmaschine" und „Meereswelle" bis zur „Flûte d'amour" haben alle möglichen Sehnsüchte und Phobien einen Klang.

Zumutung und Vermessenheit gehören wohl zur Liebe, zum Orgelbau gehören sie unabdingbar, denn vermessen ist es, dieses technische Wunderwerk mit seiner imaginierten Omnipotenz, die ganze Orchester ersetzt, und der eingestandenen Lust an der eigenen und fremden Ohnmacht. So brüstet sich im 9. Jh. Walahfrid Strabo, der Abt von Reichenau, die soeben vollendete Orgel am fränkischen Hof zu Aachen hätte eine Frau vor Wonne zu Tode gebracht; und im Internet lese ich den Bericht einer Organistin, die, kaum hatte sie die potentesten Register der heute grössten und lautesten

Orgel der Welt gezogen, sechs Stunden lang unter Schwindel und heftiger Übelkeit litt. Bemerkenswert ist, dass diese Orgel, die in der Convention Hall von Atlantic City steht, schon 1929 erbaut wurde. Neun Manuale und ca. 32'000 Orgelpfeifen scheinen die natürliche Grenze für die menschliche Physis zu bilden, die, im Gegensatz zu den diskutierbaren Grenzen des Wachstums in anderen Bereichen, nolens volens respektiert wird.
In der neugotischen Schlosskapelle von Meggenhorn hören wir mit einem Tag Verspätung „Trittst im Morgenrot daher, seh ich dich im Strahlenmeer", und ich ertappe mich beim Gedanken, ob ich mich als erklärtermassen kritische Zeitgenossin von dieser Melodie ergreifen lassen darf...

Bei strahlend blauem Himmel fahren wir nach Nesslau - und erleben in der Firstkammer eines Bauernhauses die Wiederauferstehung Ulrich Bräkers. Alternierend zu Hausorgeltänzen liest der Landwirt Walter Meyer aus der neuen Gesamtausgabe des „Toggenburger Shakespeare", und ich blicke aus dem Fenster in die beginnende Dämmerung und wähne mich in einem anderen Leben und in einer anderen Zeit. Bilder schieben sich übereinander, wie sich vor über zweihundert Jahren die Menschen zur Hausandacht versammelten, so hören wir Walter Meyer zu, der auftaucht aus einer versunkenen Welt, in die wir Gegenwartsmüden eintauchen, als läge die Zukunft schon hinter uns.
Unterwegs ins Appenzell bin ich überwältigt von den zwei Tagen, die so reich waren an Musik, Landschaften, Geschichten und Menschen, dass ich meine Mitfahrer und mich selbst mit der Feststellung überrasche, dass ich einfach glücklich bin. Und dieses reine, helle, gleissende Glück liegt auch über der Landschaft, die von den letzten Sonnenstrahlen in ein unwirkliches Licht getaucht und so zur Folie wird, auf der die gespeicherten Klänge in meinem Kopf zu tanzen beginnen.

Das Midnight Event in der „Landkathedrale Appenzell", gipfelt in einem Heimatlied zum Mitsingen (Oberegg, Heimet mi, lieb werscht mer immer und ewig si!), das Wolfgang Sieber auf meinen Wunsch ins Programm nimmt, damit ich endlich einen Teil der angesammelten Glücksenergie wieder loswerden kann, und klingt aus in einem moderaten Besäufnis morgens um zwei.

Der dritte Tag führt uns nach Dornbirn, wo wir unter der Rubrik „For Pipes, Pedals & Kids", mit „Let it be", und „Yesterday" zwei Beatles-Songs geschenkt kriegen, die den martialisch anmutenden Sakralraum der St.-Martins-Kirche kurzfristig in eine Pop-Arena verwandeln. Ansonsten ist Dornbirn von einer banalen Hässlichkeit, mit Einkaufszentren für die preisbewussten Grenzgänger und Gutmenschen, die auf Plakaten kleben; wie die weisse Mittvierzigerin, die selbstzufrieden eine junge schwarze Frau anstrahlt. Darunter steht ein Satz, dessen dumme Überheblichkeit sich hoffentlich selbst entlarvt: Meine Spende lebt. Auch auf einer Orgelreise kann man die Augen nicht ganz vor der Aussenwelt verschliessen.
Ist es ein Zufall, dass die Organisten und Komponisten Litaize und Langlais beide von frühester Kindheit an blind waren? Der Verlust eines Sinnesorgans, wir wissen es, schärft die übrigen, und also schliesse auch ich im Orgelsaal von Schloss Tarasp für eine Minute die Augen, und sehe meine Grossmutter, wie sie 1905 als junges Mädchen in der lingnerschen Villa am Dresdner Elbufer einem Orgelkonzert des Hausherrn lauscht. Karl August Lingner hatte sein antiseptisches Produkt Odol in einem genialen Werbefeldzug buchstäblich in die deutschen Münder gebracht und war damit mehrfacher Millionär geworden. In Tarasp zur Kur, verliebte er sich in das gleichnamige Schloss, das bis auf die Grundmauern verfallen war, renovierte es und liess eine Hausorgel einbauen, von der man nichts sieht. Meine Grossmutter stammte aus einer Dresdner Fabrikantenfamilie, und Lingner lud sie alle ein, die Schönen und die Klugen, die Reichen und die Mächtigen, um sich irgendwann französisch zu verabschieden, indem er auf seiner Orgel spielte, bis auch der letzte Gast gegangen war. Die Schlossorgel in Tarasp jedoch hat er nie gehört. Der Hygiene-Apostel und Gesundheitsfanatiker starb 1916 kurz vor deren Fertigstellung, im Alter von 55 Jahren.

Hier endet unsere Reise, in der Totenstille, die jedem im Nacken sitzt und wartet bis sich das vollendet, wofür die Reise bloss eine abgenutzte Metapher ist. Wahrscheinlich reisen wir nicht trotzdem sondern genau deswegen.